

damit Deinen Ruhm bei einem weiten christlichen Publikum begründet und gefestigt.

Die tragische und zur Katastrophe führende Zeit, als Du jene Worte über Brod schriebst, die Zeit, in der Brod seine »Distanzliebe« zum Deutschtum fixierte (1934), war noch kaum angebrochen und von keinem von uns voll erahnt: auch nicht von Brod oder Buber, welch letzterer in aufrüttelnden Aufsätzen ab 1933 die Juden Deutschlands ansprach.

Buber wurde Dir immer mehr zum Mentor, dem Du kurz nach seinem Tod im Jahr 1965 das Büchlein »Zwiesprache mit Martin Buber« nachgesandt hast, ein Werk, in dem das Wort »Zwiesprache« jene doppelte Bedeutung hat wie bei Deinem Meister. Das Wort »Zwiesprache« wählten Rose Heller, Du und ich zum Titel einer »Zeitschrift jüdischer Jugend«, deren erste und letzte Nummer am 15. Januar 1933 erschienen und in der Bayerischen Staatsbibliothek noch erhalten ist. Als wir drei (Rose Heller, nun Harburger, ging gleich Dir nach Jerusalem, während ich nach München heimgekehrt bin) Zwiesprache herbeiführen wollten, dachten wir primär an innerjüdische, ob schon wir noch Kontakte mit christlichen Mitschülern und Kollegen hatten. Auch wir wussten und erwarteten nicht, dass uns sehr bald der Weg zum christlichen Nachbarn erschwert, ja verwehrt werden würde. Nach Deiner vorübergehenden Verhaftung am 1. April 1933 zogst Du die Konsequenzen für die »Alija« (Aufstieg) nach Jerusalem...

Du hast den Weg angetreten, den Du in den beiden autobiographischen Bänden »Ich lebe in Jerusalem« und »Jugend an der Isar« (Neuaufgaben 1972 und 1974) geschildert hast...

Die Grösse Deiner Lehrer liegt in ihrer wesensverschiedenen Individualität. Bubers weltweite Bedeutung wurde an seinem 100. Geburtstag 1978 gerade in Deutschland klar, u. a. in der Gedenkausstellung in Worms, die von jener in seinem Alterssitz Jerusalem beeinflusst wurde. Unter Hinweis auf die Nähe von Heppenheim (seinem Wohnort bis 1938) und Worms hat er über Judentum und Christentum reflektiert. Vom Religionsstifter Jesus sprach er oft, und für Dich wie ihn blieb sein Bekenntnis »Jesus habe ich von Jugend auf als meinen grossen Bruder empfunden« zum

religionsphilosophischen Ausgangspunkt und Kernstück. Deine führende Rolle in diesem Glaubensgespräch wurde immer wieder anerkannt: 1959 durch den Leo-Baeck-Preis des Zentralrats der Juden in Deutschland und 1982 in Aachen durch die Verleihung der Buber-Rosenzweig-Medaille des Deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit.³ Bei dieser Gelegenheit habe ich im dortigen Kirchenblatt über Deine lebendige und lebensspendende Brückenfunktion schreiben dürfen.⁴ Der Bundespräsident zeichnete Dich durch das Bundesverdienstkreuz aus und Israel durch den Küstermeier-Preis.

Dass Du all diese Ehrungen (und auch die durch die Universitäten in Tübingen und München) verdient hast, hat Deine kleine Gemeinde in Jerusalem und Deine viel grössere in der alten unvergessenen Heimat ehrlich erfreut. In »Geschäftsführung ohne Auftrag« gratuliere ich Dir zu Deinem 70. Geburtstag unpathetisch und doch sehr von einem in Verbundenheit schlagenden Herzen motiviert – als Freund von über sechs Jahrzehnten. Freund, der innig hofft, dass Dir (»bis zu 120 Jahren«, wie wir unter Anspielung auf den biblischen Moses zu sagen pflegen) noch recht viele Jahre der Gesundheit und des schöpferischen Wirkens beschieden sein mögen.

Irgendwann mal – sei es vor oder nach der Jahrtausendwende – wird auch Dir der Tod (von dem Dein väterlicher Freund Buber meinte, dass er ihn nicht fürchte, sondern nur das Sterben) die Feder aus der Hand nehmen, und dann wirst Du sie gelassen niederlegen, das uralte Gebet »Sch'ma Israel« auf der Lippe und mit dem guten Bewusstsein, dass Du ein reiches Leben geführt hast, gefüllt durch den Dienst am Glauben des Judentums und dem an den christlichen Brüdern.

Aus München grüsst Dich als alter Jugendfreund, dessen Lebensweg anders verlief und sich immer wieder mit Dir und dem Deinen getroffen hat, sei es in Jerusalem oder an der Isar, Dein

Hans Lamm

³ Vgl. Exodus und Exil. Zur Verleihung der Buber-Rosenzweig-Medaille an Schalom Ben-Chorin, in: FrRu XXXIV/1982, S. 54–56.

⁴ Vgl. ebd., S. 55.
(Anmerkungen d. Red. d. FrRu)

11 »Martin Luther und die Juden«

Ansprache von Ministerpräsident Johannes Rau, Düsseldorf,
vor den Teilnehmern eines wissenschaftlichen Symposions
in Mülheim/Ruhr am 23. Februar 1983

Das Jahr 1983 ist ein Jahr der Jubiläen: Martin Luther, Karl Marx, Richard Wagner – das sind deutsche Gestalten in der Geistesgeschichte der Welt. Man sagt bei solchen Jubiläen meist kaum etwas Kritisches über den Mann, dem das Gedenken gilt. Das ist in diesem Jahre – ich denke, vor allem bei uns Deutschen – etwas anders. Denn es gibt ja auch noch ein anderes Jubiläum, das nichts mit Freude, nichts mit Festlichem und nichts mit Jubel zu tun hat: die Erinnerung an den 30. Januar 1933. Ich schicke das voraus, weil es diesen 30. Januar gibt und weil es gestern die Erinnerung an die Auflehnung und an den Tod der *Geschwister Scholl* gegeben hat, weil es auch den 23. März gibt, den Tag, an dem das Ermächtigungsgesetz verabschiedet wurde.

Solche Überlegungen sind wohl angebracht, wenn man sich gedenkend und nachdenkend Martin Luther zuwen-

det, um dessen Verhältnis zu den Juden es bei dieser Tagung geht.

Ich glaube, dass der, der zu diesem Thema spricht, daran gemessen wird, ob er die unangenehmen Seiten, die für uns unangenehmen Seiten des Themas, nicht unter den Teppich kehrt.

Ganz gewiss werden wir nicht nur an diesem Tagungsort darin übereinstimmen, dass es bei Marx und bei Wagner und auch bei Luther zu differenzieren gilt; aber man muss auch darauf hinweisen, dass es im sogenannten Luther-Jahr wie in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg nicht an apologetischen Versuchen gemangelt hat.

Manche Luther-Ausgaben nach dem Zweiten Weltkrieg haben unser Thema ausgelassen. Es gibt viele offizielle Entlastungsversuche bei offiziellen Worten zum Luther-Jahr. Wir sollten sie sorgfältig prüfen und manches davon

doch in Frage stellen, wie zum Beispiel die gängige Trennung zwischen dem jungen und dem alten Luther.

Ich meine nicht, dass von einer Wende in Luthers Stellung zu den Juden die Rede sein kann, sondern ich glaube, dass Luther, verhaftet im Geist seiner Zeit, die Juden als das ungehorsame Israel angesehen hat, das sich vom wahren Israel, der Kirche, getrennt hat.

Sie werden sich in diesen Tagen mit den Zitaten beschäftigen: mit den Psalmenvorlesungen der Jahre 1513 bis 15, mit der Schrift »Dass Jesus Christus ein geborener Jude sei« aus dem Jahre 1523 und auch mit der späten Schrift »Von den Juden und ihren Lügen« aus dem Jahre 1543.

Ich lasse die Zitate weg, weil Sie sie in diesen Tagen hier hören, und ich denke, dass es gerecht ist, darauf hinzuweisen: Luther hat nicht allein so gedacht, der Humanismus mit Erasmus, Reuchlin, Eck stimmte darin überein. So bemühen sich viele, »Luther in seiner Zeit« oder »aus seiner Zeit« zu verstehen. Es werden Zusammenhänge gesehen von Augustin über Thomas von Aquin bis zu Martin Buber.

Heute müssen wir sagen:

Es bleibt nach Auschwitz für immer unerträglich, dass Auschwitz eine christliche Vorgeschichte hat. Wir können nicht anders als bei Auschwitz mitbedenken, dass Juden nicht nur an Giftgasen in den Gaskammern gestorben sind, sondern auch an der jahrhundertealten antisemitischen Giftwolke.

Wer die Quellen kennt, wer an dieses Gift vieler Jahrhunderte denkt, der findet Entlastungsversuche peinlich. Und da hilft auch nicht der Hinweis auf das »Gespür für die Sprache des Grobianismus und ihre Nuancen«.

Natürlich wissen wir, wer Luther war und wie Luther war. *Stefan Zweig* sagt: »Luther war und blieb zeitlebens eine kämpferische Natur, ein geborener Raufbold mit Gott, Mensch und Teufel ...«

Stefan Zweig zitiert auch *Martin Buber*, der geschrieben hat: »Fast tödlich durchschauert's mich, wenn ich an die Wut denke, die in dem Manne kocht, sobald er mit einem Gegner zu schaffen hat.«

Auch wenn wir Verständnis für Zeitgeist und Sprache des 16. Jahrhunderts haben, muss uns das doppelte Erinnerungsjahr, von dem ich am Anfang gesprochen habe, dazu veranlassen, nicht Luther zu verdammen, sondern seine Wirkungsgeschichte aufzuarbeiten, denn auch 1933 war ein Luther-Jahr ...

Und wer den sogenannten »starken Tobak« von Kirchenvätern oder Zeitgenossen Luthers zitiert und ihn damit entschuldigt, der muss bedenken, dass das Judenbild Luthers wegen der Ausstrahlungskraft, die Luther gehabt hat – *Friedrich Engels* hat ihn einen »Riesen an Denkkraft« genannt –, viel folgenschwerer ist: Dass Luther missbraucht wurde in den Jahren von 1933 bis 1945 ist deutlich auszusprechen. Das war nicht nur beiläufig, wie manche versucht haben, der Politik des NS-Staates eine reformatorische Approbation zu geben.

Der junge Luther wurde zum Kronzeugen für eine eigenständige judenchristliche Kirche aufgerufen. *Walter Rehm* hat damals gesagt: »Was Gott getrennt geschaffen hat, das haben wir zu vermischen nicht das Recht.«

Nun wird hier freilich auch deutlich, dass wir *Martin Luther* seine Wirkungsgeschichte nicht anlasten können. Vielmehr müssen sich die Christen fragen, ob sie vielleicht zu sehr auf die Autorität *Martin Luthers* geblickt haben, statt sich der von Luther empfohlenen, alleinigen Autorität von Glaube, Gnade und Schrift zuzuwenden.

Gerade wenn wir *Martin Luthers* Erkenntnis ernst nehmen, dass die Heilige Schrift die einzige Quelle der Offenbarung ist, das einzige Medium, durch das Gott sich fortwährend bekundet, dann waren und dann sind die

Christen zu keiner Zeit unter Berufung auf Luther aus ihrer Verantwortung entlassen, nach dem »sola scriptura« zu entscheiden, was zu tun ist.

Von *Dietrich Bonhoeffer* haben wir gehört: »Nie kann das Gestern für mein sittliches Handeln heute entscheidend werden. Vielmehr muss immer von neuem die unmittelbare Beziehung zu Gottes Willen aufgesucht werden, und nicht, weil mir gestern etwas gut schien, tue ich es heute wieder, sondern weil mich auch heute der Wille Gottes in diese Bahn weist. Das ist die grosse sittliche Erneuerung durch Jesus, das Abtun der Prinzipien, der Grundsätze ...«

Wenn wir also das ernst nehmen, was Luther uns empfohlen und was *Dietrich Bonhoeffer* uns als die Freiheit geschildert hat, dann sollten wir uns nicht so sehr mit den Entlastungen beschäftigen.

Deshalb meine ich, es erübrigt sich, dann noch nach jenen Zitaten Ausschau zu halten, die etwa Luthers »Juden-Freundlichkeit« beweisen sollen. Das könnte man mit den Römerbriefvorlesungen der Jahre 1515/16, mit dem verdeutschten und ausgelegten »Magnificat« 1521 und auch mit Sätzen aus der Schrift »Dass Jesus Christus ein geborener Jude sei«.

Wir kommen allemal um diesen Satz nicht herum: »Wenn Gott mir keinen anderen Messias geben wollte, denn, wie die Juden begehren und hoffen ...«

Es geht also nicht um Entehrung und es geht nicht um Ehrenrettung. Wir setzen Luther nicht auf die Anklagebank der Geschichte und schliessen uns selber von der Kritik aus.

Es geht um persönliche Stellungnahme und es geht darum, ob die »ecclesia semper reformanda« sich bewährt. Dazu gehört nach wie vor Mut. Wenn wir daran denken, dass vor gut drei Jahren die Synode der Evangelischen Kirche im Rheinland die Thesen zur Erneuerung des Verhältnisses von Christen und Juden beschlossen hat¹, dann kommen wir auch um das Echo auf der diesjährigen Synode nicht herum, das so beschrieben wird: »Wir haben Anlass, mit grosser Sorge danach zu fragen, wie es mit dieser Umkehr und Erneuerung bestellt ist, in unserer Kirche und in unserem Lande«.

Es gibt also Anlass, in diesem Jubiläumsjahr über beide Aussagen nachzudenken und die Stimmen zu hören, die als Folge dieser Initiative der Rheinischen Synode laut geworden sind, etwa: Dass doch »die Juden Christus verworfen haben« oder: Man hat uns Enterbungslehren vorgestellt unter dem Stichwort »an die Stelle des alten Bundesvolkes tritt die Kirche«. Es gibt da auch eine Art Heilschauvinismus des dritten Jahrhunderts, frei nach *Cyprian*: »Kein Heil ausserhalb der Kirche«.

Wir dürfen uns nichts vormachen:

Im jüdisch-christlichen Dialog haben wir noch einen langen Weg vor uns, bis sich die Erkenntnis durchgesetzt hat, die *Karl Barth* in der Kirchlichen Dogmatik niedergeschrieben hat: »Der durch so viele Kalamitäten seiner Geschichte hindurch – man muss schon sagen: wunderbar – bewahrte Jude ist als solcher bis auf diesen Tag das natürlich-geschichtliche Monument der Liebe und Treue Gottes, in konkreter Gestalt der Inbegriff des frei gewählten und begnadeten Menschen, als lebendiger Kommentar zum Alten Testament der einzige, dafür schlagende ausserbiblische Gottesbeweis. Was hätten wir ihn zu lehren, was er nicht schon wüsste, was wir nicht vielmehr bei ihm zu lernen hätten?«

Wir sollten uns also lieber an die Empfehlung, die *Karl Heinz Stahl* in der Wochenzeitung »Das Parlament« uns mit auf den Weg gegeben hat, halten. Wir sollten keine Denkmalspflege mit *Martin Luther* betreiben, sondern, so

¹ vgl. FrRu XXXI/1979, S. 15 ff. (Anm. d. Red. d. FrRu)

sagt er, »ihm einen, seinen Sitz im Leben, in unserem Leben einräumen«, einen, den er als »Madensack«, wie er sich selber nannte, zu seiner Zeit ebenfalls innehatte. Wenn wir den jüdisch-christlichen Dialog intensiv fortführen, dann entfernen wir uns von der Denkmalspflege. Wir befreien den Reformator auch von der »Gloriole der Überlebensgrösse«.

Das wäre wohl ein notwendiger Akt nicht nur des Gedenkens, sondern des Vorausdenkens im Luther-Jahr. Und da wir beim Vorausdenken sind, will ich mit einem Ausblick schliessen, mit einem Zitat, das nicht von Luther stammt, sondern vom Psalmisten, aber das er formuliert hat. Es

könnte ein gemeinsames Zeugnis sein. Es steht im Psalm 126 und heisst: »Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, so werden wir sein wie die Träumenden. Dann wird unser Mund voll Lachens und unsere Zunge voll Ruhmens sein. Da wird man sagen unter den Heiden: Der Herr hat Grosses an ihnen getan. Der Herr hat Grosses an uns getan; des sind wir frohlich. Herr, bringe wieder unsere Gefangenen, wie du die Bäche wiederbringst im Mittagslande. Die mit Tränen säen, werden mit Freuden ernten. Sie gehen hin und weinen und tragen edlen Samen, und kommen mit Freuden und bringen ihre Gaben.«

12 Die Forschungen von Lavoslav Glesinger über jüdische Familiennamen

Bearbeitet von Nelly Weiss, Chambéry (Genf)

Wir bringen den folgenden Beitrag, um auf die Bedeutung der jüdischen Familienforschung aufmerksam zu machen. Zudem möchten wir den bekannten jüdischen Arzt Professor Dr. med. Lavoslav Glesinger (Zagreb) ehren, der seine Freizeit diesem Themenbereich gewidmet hat.

Wir danken Professor Dr. Glesinger und Frau Nelly Weiss, dass sie uns diese bedeutsame Arbeit zur Verfügung stellen. (D. Red. d. FrRu)

1. Biographie

Lavoslav (= Leopold) Glesinger wurde am 6. Februar 1901 in Zagreb geboren. Er ist jüdischer Herkunft und Mitglied der Zagreber jüdischen Gemeinde. Seine Vorfahren wohnten im 16. Jh. in Teschen, österreichisches Schlesien, und hiessen ursprünglich Singer. Da sie aber eine Glasgiesserei betrieben, wurden sie die Glas-Singer genannt. Daraus wurde schliesslich Glesinger. 1925 promovierte er an der Medizinischen Fakultät der Universität Wien zum Doktor der gesamten Heilkunde. 1927–28 spezialisierte er sich im Zagreber Stiftungsspital in Neuro-psychiatrie. Bei Ausbruch des Zweiten Weltkriegs wurde er als Reserveoffizier in die jugoslawische Armee eingezogen und geriet 1941–45 in deutsche Kriegsgefangenschaft. 1945–1948 war er Neurologe bei der jugoslawischen Armee.

Nach weiteren Studien und mehreren Veröffentlichungen wurde er 1960 Professor und Dr. scientiae medicae an der medizinischen Fakultät von Zagreb; 1970 ordentlicher Professor. 1971 Emeritierung.

2. Kontakte wegen Familiennamen-Forschung

Seit 1935 beschäftigte sich Professor Glesinger in seiner Freizeit unter anderem mit der Erforschung jüdischer Familiennamen. Da ich mich ebenfalls als Hobby für jüdische Familiennamen im Bereich des Habsburgerreiches des 18./19. Jahrhunderts interessierte, ergab sich eine Begegnung mit Glesinger im Juni 1983 in Zagreb. Er zeigte mir die Ergebnisse seiner jahrzehntelangen Forschung. Bei einer folgenden Begegnung übergab er mir 61 Blätter, die das Ergebnis seiner jüdischen Familiennamenforschung enthalten und im folgenden »Zusammenfassung« genannt werden. Sie tragen keinen Titel, beinhalten aber Entstehung, Bedeutung und Schicksal der jüdischen Familiennamen vor allem im deutschsprachigen Europa des 19. und frühen 20. Jahrhunderts.

Auf meine Zusicherung hin, dass diese Ergebnisse dem Institut für jüdisch-christliche Forschung an der Theologischen Fakultät Luzern, das unter der Leitung von Prof. Dr. Clemens Thoma steht, übergeben würden, händigte er

mir diese Dokumente aus. Professor Thoma half mir, sie zu interpretieren. Ich bin überzeugt, dass die Forschungsergebnisse von Lavoslav Glesinger für die Familiennamen-Forschung bedeutsam sind.

3. Bemerkungen zur jüdischen Familiennamen-Forschung

LEOPOLD ZUNZ (1794–1886), der Altmeister jüdischer Familiennamen-Forschung, schrieb im Vorwort zu seinem Buch »Namen der Juden«: »Den Lebenshauch empfängt der Name von der Sprache, aber die Bedeutsamkeit von der Geschichte, von der Sitte den Reiz. Darum bergen jene Namen eine geheime Geschichte, es sind Annalen in Chiffer-Schrift, zu welcher geistige Forschung den Schlüssel gibt.«¹

Die jüdische Familiennamen-Forschung stand also von allem Anfang an im Dienste der Geschichte des jüdischen Volkes. Die Familiennamen sind ein hervorragender Reflex des jüdischen Schicksals. In der Zeit zwischen dem Ersten und Zweiten Weltkrieg schrieb u. a. Erwin M. Dreifuss über jüdische Familiennamen².

Nach dem Zweiten Weltkrieg nahm das Interesse für jüdische Familiennamen besondere Ausmasse an. Die Gründe dafür waren die Vernichtungen in Auschwitz und die Abwanderungen der restlichen europäischen Juden vor allem in die USA, nach Israel, England, Canada und Südamerika. Die Anzahl der Familiennamen hatte sich verändert. Sie wurde für die Zeit vor Hitler auf 75 000 geschätzt. Nach dem Zusammenbruch des Nazireiches war die Anzahl wesentlich geringer. Ausserdem änderten viele Familien nun ihre Namen entweder durch Anglisierung oder Hebraisierung. Zum Beispiel nannten sich die Vertreter der in Deutschland ehemals hochangesehenen Rabbiner- und Gelehrtenfamilie Bamberger nun »Bar Giora«. Mit der Identifizierung mit dem jüdischen Freiheitshelden Bar Giora, der im ersten jüdischen Aufstand gegen Rom (60–70/73 n. Chr.) als messianischer Prätendent aufgetreten war, wollte die Bamberger-Familie ihre bewusste Distanzierung von ihrer deutschen Vergangenheit dokumentieren.³

¹ Leopold Zunz, Namen der Juden, Eine geschichtliche Untersuchung, Leipzig 1837, Nachdr. Hildesheim 1871, lf. Eine zweite, leicht veränderte Auflage dieses Werkes erschien 1876 in Berlin in den »Gesammelten Schriften von Dr. Zunz«, hg. vom Curatorium der Zunzstiftung.

² Erwin M. Dreifuss, Die Familiennamen der Juden, Frankfurt a. M. 1927.

³ vgl. The Bamberger Family, The Descendants of Rabbi Seligmann Bär Bamberger, The »Würzburger Rav« (1807–1878), Jerusalem 1979 (published by the Bamberger Family).